Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 11 (1929)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tit. Landesbibliothek
Bern

Zürich, 18. Januar 1929 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 3

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Administration und Inseraten-Annahme: Dvag A.-G., Zürich, Tödistraße 9, Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 50 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Mittwoch Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Die eingenössische Abstimmung vom 3. März über die monopolfreie Durchführung der Getreideversorgung unseres Landes ruft bereits lebhaften Auseinandersetzungen in der Parteipresse. Man hat es mit einer etwas komplizierten dreiteiligen Abstimmungsvorlage zu tun, bei welcher die Empfehlung der Bundesversammlung an die Stimmbürger folgendermaßen lautet: Initiative betreffend monopolfreie Getreideversorgung: Nein; Gegenvorschlag der Bundesversammlung betreffend monopolfreie Getreideversorgung (verbesserte Initiative): Ja; Bundesgesetz betreffend Finanzierung der Getreideversorgung durch Erhöhung der statistischen Zollgebühren: Ja. Bei Initiative und Gegenentwurf handelt es sich um Verfassungsbestimmungen, die ohne weiteres der Volksabstimmung unterliegen. Das Finanzierungsgesetz muß in die Abstimmung einbezogen werden, weil das von der sozialdemokratischen Parteileitung dagegen eingeleitete Referendum schon jetzt als zustandegekommen gilt. Von sozialdemokratischer Seite bekämpft man den Finanzierungsplan, weil man in der Erhöhung der statistischen Gebühren eine Belastung der Konsumenten erblickt. Nachgewiesenermaßen wird aber diese Belastung eine so minime sein, daß sie der einzelne Verbraucher kaum zu spüren bekommt. Ohne irgendwelche finanzielle Oelung läßt sich der schwere Apparat der Getreideversorgung nicht in Bewegung setzen. In den Kantonen bilden sich überall bürgerliche Aktionskomitees zugunsten der Getreidevorlage. Eine eigentümliche Situation würde sich dann ergeben, wenn der Gegenentwurf der Bundesversammlung zur Annahme gelangte, das Finanzierungsgesetz aber verworfen würde.

Ein Rundschreiben der Unterrichtsdirektion des Kantons Bern im amtlichen Schulblatt, das empfiehlt, die Jugend vor dem Eintritt in die französische Fremdenlegion zu warnen, hat zu einem Korrespondenzwechsel zwischen dem französischen Geschäftsträger in Bern und Bundesrat Motta geführt. Der Bundesrat erhielt dabei Gelegenheit, Frankreich darauf aufmerksam zu machen, daß das am 1. Januar 1928 in Kraft getretene neue Schweizerische Militärstrafgesetzbuch dem Schweizerbürger jeden ausländischen Militärdienst, der ohne Erlaubnis des Bundesrates geleistet wird, verbietet. Nicht nur das Anwerben für fremden Militärdienst ist von jetzt an in der Schweiz unter Strafe gestellt, sondern auch das Sichanwerbenlassen. In der französischen Presse wird die Auffassung vertreten, daß der schweizerische Standpunkt in der Praxis unhaltbar sei, da der Einzelne das Recht habe, über seine Person frei zu verfügen, und daß Frankreich auf jeden Fall von dem Zugeständnis absehen müsse, Schweizer nicht in die Fremdenlegion aufzunehmen.

Ausland.

Die lange Europareise ist dem König Amanullah von Afghanistan und der Königin Thuraya nicht wohl bekommen. Während ihrer Abwesenheit haben die Intrigen im eigenen Lande offenbar kräftig geblüht und rasch bittere Frucht gezeitigt. Angesichts der stets zunehmenden Aufstände sah sich der König veranlaßt, alle seine neuen Reformprojekte zu widerrufen. Er hat sich damit die eigenen einheimischen Anhänger, die Freunde der Modernisierung, entfremdet und das Ziel der Beruhigung der Bevölkerung doch nicht erreicht. Nun blieb nur noch ein Schritt zu tun — freiwillig auf den Thron zu verzichten, bevor ihm der Thron blutig oder unblutig entrissen ward. Alle Parteien des Landes, so heißt es, haben die Abdankung des Königs zugunsten seines Bruders Inayetullah angenommen. Die Periode der europäischen Reformen gelangt damit in Afghanistan für einstweilen zum Abschluß. Unbestritten sind die Verdienste Amanullahs um die Selbständigkeit Afghanistans. Bewunderung erheischt die Energie, mit der er sich für die kulturelle Hebung des Landes einsetzte und namentlich verkehrspolitisch und im Hinblick auf die Volksschulung und Volksaufklärung Großes erreichte. Allein das Tempo seiner Reformen erwies sich als zu rasch. Die bitterste Gegnerschaft schuf er sich in der islamitischen Priestergilde, bei den Mullahs, die sich durch ihn in ihrer Macht geschwächt fühlten. Es ist Amanullah auch nicht gelungen, feindliche ausländische Einflüsse zurückzudrängen. Der afghanische Gesandte in Paris, Prinz Habidullah Tarzi, ein Schwager Amanullahs, ließ in einem Zeitungsartikel über die Aufstände in Afghanistan deutlich durchblicken, daß er dieselben in der hauptsache europäischen Intrigen zuschreibt. Europäische Kulturträger hätten sich demnach mit den kulturfeindlichen afghanischen Elementen verbunden, um dem reformatorisch wirkenden König Schwierigkeiten zu bereiten. Diese starke Anklage erhält einen Schimmer der Wahrscheinlichkeit durch die Tatsache, daß die englische Presse die Abdankung Amanullahs freudig begrüßte und sich von dem neuen König eine englandfreundlichere Politik verspricht. In der Tat bildet Inayetullah, der jetzige Herrscher nach dem Herzen der Mullahs, sofern er sich auf dem Thron halten kann, eine bessere Bürgschaft dafür, daß Afghanistan fortan in kulturellem Stillstand verharrt und nicht zu einer Pforte wird, durch die der Geist der Freiheit in das angrenzende Indien dringt, das England jetzt schon viel zu schaffen macht. Nach den einen Meldungen hat sich der Ex-König mit der Ex-Königin, die als treibende Kraft bei seinen Reformplänen stark angefeindet wird, an die Grenze des Reiches geflüchtet, um von da aus Europa zu erreichen. Nach andern Meldungen sammelt er in Kandahar Truppen, um den Thron zurückzuerobern. Die Rebellenanstürme auf Kabul sind noch keineswegs erloschen.

Trotz der starken Opposition, die der Kellogg-Pakt im amerikanischen Senat erfahren hat, wurde er mit 85 gegen 1 Stimme ohne Vorbehalte und Zusätze angenommen. Nach der Ratifikation erklärte Kellogg: „Ich bin glücklich, daß der Senat dem Pakte ohne Vorbehalte zugestimmt hat."

J. M.

„Die Frau in der schweizerischen Industrie."

Von Marietta Linder, Basel.

Eines der bedeutendsten Bücher, das wir der Saffa verdanken und von dem eine Autorität auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft kürzlich gesagt hat: „wenn Eure Ausstellung nichts weiter hervorgebracht hätte als dieses Werk, dann wäre sie schon eine Glanzleistung", ist ohne Zweifel das Buch von Dr. M. Gagg: Die Frau in der Schweiz. Industrie (Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig). Es gibt uns Aufschluß über die Art der Arbeit, die von Frauen in der Fabrik geleistet wird, untersucht die beruflichen Anforderungen, die diese Arbeit an die Frauen stellt und greift dann alle wichtigen Probleme der industriellen Frauenarbeit auf, wie sie sich heute in der Schweiz stellen, um sie vom Standpunkt der Volkswirtschaft, vom sozialen Standpunkt im allgemeinen und vom Standpunkt der einzelnen Arbeiterin aus zu beleuchten. Die Darlegungen sind glücklicherweise nicht nur der schon vorhandenen Literatur entnommen, sondern sie stützen sich zum großen Teil auf neue Erhebungen, auf eigene Anschauung und eigene Beobachtung. Sie bringen in jedem Kapitel Neues und verlangen vom Leser eine Umstellung seiner hergebrachten Meinung über die Fabrikarbeit der Frau, insbesondere eine andere Einstellung zur Fabrikarbeiterin selbst. Es bleibt dem Leser nicht überlassen, die Folgerungen aus den Ausführungen der Verfasserin über Art und Anforderungen der weiblichen Fabrikarbeit selbst zu ziehen oder nicht zu ziehen; vielmehr wird mit Eindringlichkeit gefordert, daß die bis jetzt allgemein geltende, verfehlte und unberechtigte Ansicht über die industrielle Frauenarbeit, — die mit dem Schlagwort „geisttötende, monotone Fabrikarbeit" gekennzeichnet ist — aufhöre und dafür eine vorurteilslose, gerechte Betrachtungsweise einsetze.

Es gelingt der Verfasserin geradezu meisterhaft, diese Grundidee der richtigen Bewertung der Frauenarbeit in der Industrie durch alle Kapitel hindurchzuführen, um zu dem Schlusse zu kommen: Wenn einmal die Erkenntnis allgemein durchgedrungen sein wird, daß industrielle Frauenarbeit für unser Land nicht nur eine Notwendigkeit, sondern eine Existenzfrage ist, so wird man der Fabrikarbeiterin gegenüber eine ganz andere Stellung einnehmen müssen, als es heute geschieht. Man wird sie dann als die Berufsarbeiterin werten, die sie in Wirklichkeit ist, und in ihr eine Arbeitskraft sehen, die in hohem Maße unsere Achtung und nicht ein falsches Mitleid verdient.

Im ersten Abschnitt des Buches wird uns die geschichtliche Entwicklung und die Bedeutung der Fabrikarbeit in der Schweiz im allgemeinen und der weiblichen Fabrikarbeit im besondern geschildert. Als Hauptmerkmal der geschichtlichen Entwicklung darf wohl die überraschende Tatsache gelten, daß vor 100 Jahren bei Einführung der Maschine die Frau nicht erst zur Fabrikarbeit zugezogen wurde, sondern daß Frauen in großer Zahl längst vor den Männern in industrieller Arbeit standen; daß also die Maschine die Frau nicht zur Mitarbeit in die Textilindustrie gezogen, sondern sie schon darin vorgefunden hat. Ende des 18. Jahrhunderts waren zum Beispiel in der Ostschweiz allein 100,000 Frauen als Handspinnerinnen tätig. Die Frauen verhalfen geradezu der schweizerischen Textilindustrie, sich gegenüber dem Ausland durchzusetzen, weil sie hiefür billige und zugleich nicht ungeschulte, sondern mit dem Material vertraute Arbeiterinnen zur Verfügung stellten.

Bei der Untersuchung über die verschiedenen Arten der Fabrikarbeit wird festgestellt, daß nahezu die Hälfte der weiblichen Arbeiterschaft in der Textilindustrie und nahezu vier Fünftel der Arbeiterinnen in den Gruppen Textilindustrie, Bekleidung und Putz und Uhrenindustrie als den weitaus bedeutendsten Gebieten der weiblichen Fabrikarbeit in der Schweiz beschäftigt sind. Die verschiedenen Arten der Arbeit werden in der Folge aber nicht nach Industrien gesondert betrachtet, sondern unter dem Gesichtspunkt der angelernten und ungelernten Maschinenarbeit, der angelernten und ungelernten Handarbeit und der spezifischen Frauenarbeit.

Als Eigenschaften, die für die Bedienung einer Maschine gefordert werden müssen, wird Zuverlässigkeit und Intelligenz verlangt; Zuverlässigkeit, weil die kleinste Unachtsamkeit entweder die laufende Produktion schädigen oder die Maschine verderben kann; Intelligenz, weil der Arbeiter ständig die Bewachung der Maschine im Auge haben und in der Lage sein muß, eventuelle kleinere Störungen selbst zu heben. Die Bedienung einer Maschine kann nicht mechanisch erfolgen, es sei denn, daß die Arbeit tatsächlich nur in einem bloßen Zuführen von Material oder Entfernen der fertigen Produkte besteht. An verschiedenen Beispielen werden uns die Forderungen anschaulich gemacht, welche an die Geschicklichkeit und die technischen Kenntnisse einer Arbeiterin an der Maschine gestellt werden, und es wird der Beweis dafür erbracht, daß auch die Arbeiterin an der Maschine durch die Qualität ihrer Arbeit die Qualität des Produktes wesentlich beeinflußt. Ein Beweis dafür, daß auch die Quantität des Produktes bei Maschinenarbeit von der Intelligenz und Sorgfalt des Arbeiters abhängt, ist ohne Zweifel dadurch gegeben, daß solchen Arbeiterinnen mit Vorliebe Akkordlohn anstatt Stundenlohn ausgerichtet wird. Am Schlusse des Kapitels über angelernte und ungelernte Maschinenarbeit schreibt Dr. Gagg:

„Die Maschine beansprucht so sehr die aktive Mitarbeit des ganzen Menschen, daß wir immer mehr den Eindruck hatten, daß das soziale Problem unserer Zeit nicht auf der fortschreitenden Mechanisierung und der damit verbundenen Entpersönlichung der Arbeit beruht, sondern darauf, daß unsere Maschinenarbeiter, trotzdem sie körperlich und geistig ihre ganze Kraft für ihre Arbeit hingeben und oft selbst ihre Gesundheit als Preis einsetzen, wirtschaftlich zum Teil nicht soviel damit erreichen, daß sie und ihre Familie der Existenzsorgen enthoben sind."

Als einstweilen noch nicht verdrängt und voraussichtlich aus verschiedenen Gründen noch lange oder sogar für immer unentbehrlich, stellt sich neben die Arbeit an der Maschine die Handarbeit. Die Handarbeiterinnen lassen sich in die zwei großen Gruppen der quali-

---

Feuilleton.

Die Knoten im Ginster.

Eine abergläubische Geschichte aus Berberland.

Von Grethe Auer.

(Fortsetzung.)

Der Scheich warf dem Wunderkundigen ein Geldstück zu und machte sich mit einem tiefgefühlten ‚hamdullah!' der Erleichterung auf seinen Weg, wobei er noch bedacht sein mußte, den Löffel mit der kostbaren Latwerge nicht zu gefährden. Die Frauen des Duars, von Neugier gepeitscht, kreuzten seine Schritte mit unziemlichen Fragen, die der listenreiche Scheich indes mit flinker Erfindung abwies. Er habe da, erklärte er verschmitzt, ein wirksames Mittel erstanden, um durch Zeltwände, Matten, Rohrgeflecht, ja sogar durch Mauerwerk zu sehen, und zwar des Nachts sowohl wie bei Tage. In ein etwas ungläubiges, aber doch von leisem Angstschauer durchzittertes Lachen fuhr er mit einem drohenden Verbote, das wundersame Elixir zu berühren, und erreichte sein Zelt, gefolgt von der zur Raserei gestachelten Neugier des Dorfes. Nun stellte er den Löffel in eine Schale und barg diese, sein Verbot laut und lauter wiederholend, unter den Waffen und Sätteln, die im Männerraume gespeichert liegen. Schon am gleichen Abend ward ihm die Genugtuung, den Löffel geleert zu finden, wobei es ihm verbürgt schien, daß die flinke und gewalttätige Habiba ihren Anteil an der Leckerei, und nicht den schmälsten, erstritten haben würde. Er verbarg sein Vergnügen, stellte sich zornig, ließ Frauen und Töchter, Schwiegertöchter, Basen, Enkelinnen und Sklavinnen zur Stelle rufen und begann ein Verhör mit den allerlistigsten Kreuz- und Querfragen. Und siehe! es ergab sich, daß fast sämtliche Frauen des Duars an dem Honig geleckt hatten — oh! so wenig! nur eines Mohnkornes Gewicht an der Spitze ihres kleinen Fingers! —, daß aber unter den wenigen, die sich ungläubig und hohnlachend abgewandt hatten, gerade Habiba, die Begehrte, die Ersehnte, sich befunden hatte. —

Armer Abd er Rachman!

Noch zehrte der F'tih an der Freude, die dieser Vorfall ihr beschert hatte, da ward ihm eines Tages eine zweite, von anderer Art. Der schüchterne Mohammed, den der Schmerz um die entrissene Braut und die Wut über Abd er Rachmans Falschheit ein wenig gereift hatten, stellte sich ihm vor mit einer ganzen Legende schwarzer Gedanken auf seinem unschuldigen Gesichte, legte einen blanken Silberling auf die Strohmatte und verlangte gleichfalls einen Liebeszauber. Der F'tih klopfte ihm lachend die Schenkel und meinte, er werde dergleichen wohl nicht nötig haben; fügte auch gleich eine Anzahl ermunternder Witzchen hinzu, die dem schwerfälligen Knaben das Blut etwas wärmen sollten, und erzählte zum Schlusse hell lachend die schöne Geschichte, wie Abd er Rachmans ältliche Sklavinnen den Liebestrank verschluckt hätten, der der spröden Habiba vermeint war; damit glaubte er Mohammeds schmachtende Seele ganz besonders zu erlaben.

Aber der junge Mann war kein dankbarer Zuhörer. Er saß schweigend da, hatte die Beine an den Leib gezogen, die Knie mit den Armen umschlungen und blickte träumerisch und ein wenig trübe an dem plaudernden F'tih vorbei in die endlose Steppenferne. Das grüne Land dehnte sich in sanften Wellenzügen wie eine kaum atmende See, auf der der rosenfarbige Schaum der Asphodelenbüschel trieb. Grelle Inseln von goldgelben Margeriten, flammende Lichter von Gladiolen- oder Irisströmen durchschnitten diese Unendlichkeit, und drei oder vier Baumgruppen von gigantischer Wirkung ragten näher oder ferner über den ruhigen Horizont. Die schwärzlichen Kuppeln rissen den Blick an sich. Da war der uralte Karrube, in dessen Schatten die Frauen sich gern versammelten, um etwas von dem dürren Gezweige, das er reichlich streute, aufzulesen und heimzutragen. Ein wenig abseits zeichnete sich der fedrige Strauß der Palmengruppe, an deren Fuß der tausendjährige Beduinenbrunnen lag, der Vater der Herden und alles menschlichen Lebens. Weiter im Hintergrunde glänzten die Silberdome dreier Oelbäume, Lebensspender und Ernährer auch sie, und scharf seitwärts, dem Dorfe am nächsten, dunkelte der heilige Feigenhain Sahab et-Tarits. Mohameds schweifende Gedanken zogen ein goldenes Band von Baum zu Baum: immer an diesen Orten hatten Habibas Augen, im Flimmern des Blattwerkes kühn und doch behutsam wie ein Schlänglein glänzend, ihm deutlicher gesprochen als sonst im Feld und Zeltkreis. Immer hatte sie aufgeblickt, wo sie im Gezweige der Lauscher vermutet hatte, immer ihr Tuch ein wenig gelüftet, wenn sie ihn erkannt hatte. Und immer hatte sie die Last, die sie trug, das Holzbündel, den Wasserkrug, den Korb mit den Oelfrüchten oder den Feigen, mit einem schönen, weichen tönenden Gesange auf den Nacken gehoben, mit einem Gesange, der freilich dem Propheten galt, in welchem sie indes den Namen Mohammed so unermüdlich verschnörkelte, ausspann und hinhielt, ihn mit so wehmütig jubelnden Trillern verzierte, daß auch ein Dümmerer als Abd er Rachmans Neffe die Meinung hätte verstehen müssen. Nein, wahrlich! Niemand wußte besser als er, daß es keines Zauberers mehr bedurfte, um Habibas Herz zu gewinnen. Aber ach! Ueber diese Zeichen hinaus stand es wie eine gläserne Wand um sie; sie ließ sich sehen, aber niemals greifen; sie war nie allein; sie vereitelte alle Schliche, die er anwandte, um sie zu überfallen; und sie ließ ihn stundenlang hinter ihr herschleichen, lockte ihn von Versteck zu Versteck, um zuletzt lachend auf weithin sichtbarer Straße nach dem Duar zurückzulaufen, ehe er nur einen Zipfel ihres Kleides hatte berühren können. Gewiß, sie wußte, daß Sidi Mohammed ein „Druisch" war, ein Zaghafter, von allen Hemmungen der Wohlanständigkeit und Rücksichten auf die Meinung anderer Geschlagener, ein Biederer, ein Träumer! Und sie hatte ihr Spiel damit, seine Tugend zu versuchen, seine Zaghaftigkeit zu verlachen, so sehr sie der Sicherheit genoß, die diese Eigenschaften ihr gaben. Dies merkte Mohammed wohl, und er versuchte zornig, sich den Mut abzuringen, den sie in ihm nicht voraussetzte, und die Lose zu strafen. Da ihm dies durchaus nicht gelingen wollte, kam er auf den Gedanken, in Habiba selbst den Verbündeten zu wecken, der ihren Uebermut beugen sollte, ihren Widerstand brechen, ihre grausame Klugheit zu schanden machen; und dazu eben schien ihm ein Liebeszauber recht geeignet. Nun aber war es ihm keineswegs gegeben, diesen verwickelten seelischen Vorgang so in Worte zu fassen, daß er ihn dem F'tih vergegenwärtigt hätte; deshalb saß er da in neuen Nöten und überlegte mühsam die Gestaltung seines Anliegens, fand aber keinen andern Ausdruck dafür, als ein häufiges herztiefes Seufzen und Stöhnen, wobei er seinen Turban bald auf die linke, bald auf die rechte Seite schob und sich lange und bedächtig den Kopf kratzte. Da er endlich bemerkte, daß der F'tih gar nicht auf weitere Erklärungen rechnete, sondern sein dämonisches Warenlager bereits ausgepackt und

fizierten Handarbeiterinnen und der Hilfsarbeiterinnen scheiden. Die Erstgenannten sind durch individuelle Gestaltung und Anpassung an das Material qualitativ oft der Maschine überlegen. Bei der Arbeit der Hilfsarbeiterinnen dagegen trifft tatsächlich zu, daß diese eine meist monotone, aus einzelnen Handgriffen bestehende, einfache Beschäftigung ist. Die Verfasserin macht deshalb die Anregung, daß mehr als bisher diese Arbeitsposten für Hilfsarbeit mit mindererwerbsfähigen, minderbegabten Personen zu besetzen seien, die den Mangel, der in eintöniger Arbeit liegt, nicht stark empfinden, die sich im Gegenteil dadurch, daß sie die Arbeit beherrschen, glücklicher fühlen, als dies bei komplizierterer Arbeit der Fall wäre. Bei eingehender Betrachtung der verschiedenen Anforderungen, die qualifizierte Fabrikarbeit und ungelernte Hilfsarbeit an die Arbeiterin oder an den Arbeiter stellen, wird überzeugend nachgewiesen, daß notwendigerweise eine scharfe Unterscheidung zu treffen ist zwischen Frauen, die als Berufsarbeiterinnen in der Industrie beschäftigt sind und bloßen Hilfsarbeiterinnen.

(Schluß folgt.)

Noch einmal: Die Frankfurter Konferenz der Internationalen Frauenliga für Frieden u. Freiheit.

In Ergänzung des kurzen Berichtes der letzten Nummer des Schweizer Frauenblattes über die vom 4. bis 6. Januar in Frankfurt abgehaltene Konferenz über die modernen Kriegsmethoden und den Schutz der Zivilbevölkerung und in Erwiderung auf verschiedene seither in der Tagespresse erschienene Artikel, vorab auf den Leitartikel von Nr. 9 der Basler Nachrichten vom 10. Januar, möchte ich mir als Teilnehmerin an der Konferenz einige richtigstellende Bemerkungen erlauben.

Vor allem möchte ich auf die erfreuliche Tatsache hinweisen, eine wie große Beachtung die ganze Konferenz fand. Dies geht sowohl aus den zustimmenden wie aus den ablehnenden Berichten hervor und ist auch sehr erklärlich; denn wie die Veranstalterinnen der Konferenz immer wieder betonten, drehte es sich bei dieser Konferenz nicht bloß um die Darstellung der modernen Kriegsmethoden und um deren Verurteilung; sondern es handelte sich darum, durch die Furchtbarkeit dieser Kriegsmethoden die Furchtbarkeit des Krieges überhaupt klarzumachen, also den Krieg als solchen zu verurteilen. Und da in diesen Frankfurtertagen von Gelehrten, Fachleuten, Sachverständigen aus der Praxis, ein wahrhaft erschütterndes Tatsachenmaterial über die Unzulänglichkeit der Schutz- und Abwehrmittel gegenüber den in einem neuen Kriege zur Anwendung kommenden Angriffsmitteln zusammengetragen wurde, ist es begreiflich, daß ein großes Aufmerken durch die Reihen der Zeitungsleser und der Zeitungsschreiber geht. Der Zeitungsleser fragt sich: Sehen die Dinge so aus? Habe ich all dies zu gewärtigen, wenn es zu einem neuen Kriege kommt? Der Zeitungsschreiber wird je nach seiner Einstellung zu den bestehenden Systemen und Verhältnissen seine Aufgabe darin sehen, das durch die Konferenz zu Tage geförderte Material in vollem Umfang zur Kenntnis des Publikums zu bringen oder seine Bedeutung möglichst zu verschleiern und herabzusetzen. In diesem Bestreben nach einer Verhüllung der Tatsachen spielen die Berichte über das Referat von Dr. Steck, dem Chef der schweizerischen Gasschutzstelle, eine besondere Rolle. Ob es in der Absicht des Referenten gelegen habe, die Möglichkeit eines Schutzes der Zivilbevölkerung vor Gasangriffen darzulegen oder nicht, darüber gehen die Meinungen der Konferenzteilnehmer selbst auseinander. Das Referat war eine äußerst sachliche, klare Darstellung der heute vorhandenen Schutzmaßnahmen, als da sind Gasmasken, gasdichte Schutzanzüge, Sauerstoffapparate, alles Ausrüstungsgegenstände, die für den Soldaten im Feld in Betracht kommen, nicht aber für die Zivilbevölkerung. Die Zivilbevölkerung muß in gasdichten Unterständen ihre Zuflucht suchen. Wie viel Zutrauen Herr Dr. Steck zu dem Funktionieren der Gasschutzmittel im eigentlichen Kriege hat, wo bekanntlich die Gasangriffe nicht hübsch säuberlich von den Artillerieangriffen und den Bombenabwürfen getrennt werden, weiß ich nicht, wie ich auch nicht weiß, ob er an das Funktionieren der unter- und oberirdischen gasdichten Unterstände glaubt. Dies ist nicht eine Verdächtigung, sondern der Ausdruck eines tatsächlichen Nichtwissens, auch der Beweis von der Objektivität der Darstellung; denn sie sagte nichts anderes, als daß für die gegenwärtig bekannten Giftgase entsprechende Filtereinlagen gefunden worden seien und zeigte die verschiedenen Systeme von Schutzmitteln. Aber daß sie auch nur in einem einzigen Zuhörer das Gefühl der Sicherheit gegenüber einer drohenden Vergasung geweckt hätte, kann ich mir nicht vorstellen. Im Gegenteil waren es gerade diese Bilder, die den Eindruck der ganzen Rettungslosigkeit gaben, in der wir durch einen künftigen Krieg geraten würden; denn wenn nur noch diese, auch noch so fein ausgeklügelten Schutzmaßnahmen mich vor Tod und Verderben trennen, soll mir niemand mehr zumuten, mich „sicher" zu fühlen, abgesehen davon, daß für uns andere, für die Frauen und Kinder ja nicht der Einzel- sondern der Kollektivschutz in Betracht käme, dessen Durchführbarkeit anzuzweifeln man sich wohl herausnehmen darf, ohne sich der Nörgelei und Zweifelsucht schuldig zu machen. Uebrigens hat an der Konferenz ein ehemaliger deutscher Gasschutzoffizier aus seinen praktischen Erfahrungen im Welttrieg von den engen Grenzen der Schutzmöglichkeiten so eindrucksvolle Beispiele gegeben, daß man auch von dieser Seite her seine Schlüsse ziehen konnte auf das Verhältnis vom theoretisch möglichen zum praktisch möglichen Schutz.

Es sollen, nebenbei bemerkt, die einzelnen Referate höchstwahrscheinlich in einem Konferenzbericht gesammelt und so dem Publikum direkt zur Verfügung gestellt werden. Dann kann sich jeder selbst ein Urteil darüber bilden, ob es logisch oder unlogisch war, wenn die Konferenz in einer Schlußresolution der Ansicht Ausdruck gab, „daß es keine wirksamen Schutzmaßnahmen gegen die Zerstörungsmittel gebe, die die Wissenschaft in den Dienst des Krieges stelle" und daß darum „eine kraftvolle Bewegung zur Umgestaltung der öffentlichen Meinung hervorzurufen sei und alle Abrüstungsvorschläge, besonders diejenigen die von der Sowjetrepublik gemacht worden sind, in kürzester Frist zu prüfen seien."

Ja, so wie die Frauenliga Stellung genommen hat zum Kelloggpakt und, ohne sich allzugroßen Illusionen hinzugeben in Bezug auf den „unerschütterlichen" Friedenswillen der einzelnen Unterzeichner, es doch begrüßt hat, daß die Aechtung des Krieges wenigstens im Prinzip ausgesprochen worden ist, ebenso begrüßt sie es, daß eine Regierung wenigstens für die notwendige Konsequenz einer solchen Aechtung, für die Aechtung auch der Kriegsvorbereitung, eingetreten ist, und sie verlangt nichts weiteres, als daß diese russischen Vorschläge durch die zu diesem Zwecke gebildete Kommission geprüft werden. Damit befindet sie sich durchaus auf dem Boden des Völkerbundes und der durch ihn geschaffenen Lage.

Ebenso steht es in einem logisch ziemlich unanfechtbaren Zusammenhange, wenn sich die Resolution vor allem an die Arbeiter wendet mit ihrem Appell zum Kampf gegen die Kriegsrüstungen. So wie zum Kriegführen die Kriegsbegeisterung und die Opferbereitschaft des Volkes aufgerufen werden muß, so muß auch in allen Ländern der Friedenswille der Völker gestärkt werden, damit nicht wieder irgend eine kleine Gruppe von Kriegsinteressenten den Kriegsbrand zwischen diesen Völkern entfachen könne. Daß die Frauenliga im Uebrigen mit aller Entschiedenheit die Gewaltmethoden auch im sozialen Kampf ablehnt, kam gerade an der Frankfurtertagung zum Ausdruck. „Nicht mit Waffengewalt, nur mit der Macht des Geistes kann eine bessere Gerechtigkeit auch zwischen Klasse und Klasse geschaffen werden", wurde immer wieder und besonders in der Diskussion betont, die der Annahme der Resolution vorausging. Nun kommt es darauf an, ob wir an eine solche Macht des Geistes glauben dürfen oder nicht. Wenn nein, dann ist überhaupt jedes Tun und Mühen und Streben aussichtslos, gehe es nun von den Völkerbundsvereinigungen, Frauenligen oder irgend einer andern Bewegung zur Völkerverständigung und Völkerversöhnung aus. Wenn ja, dann heißt es eben, diesem Glauben gemäß handeln und den Kampf aufnehmen nicht nur gegen die materielle sondern auch gegen die moralische Vergasung durch die Kriegs- und Militärgläubigen. Und das hat die Frankfurtertagung in sehr erfreulicher Weise getan.

Clara Ragaz.

Zu Mrs. Chapman Catt's 70. Geburtstag.

Am 9. Januar ist in New York Mrs. Chapman Catts 70. Geburtstag gefeiert worden. Wer unter den Frauen, die für die Stimmrechtsbewegung kämpfen, und weit darüber hinaus, kennte nicht Mrs. Catt, die politisch so außerordentlich begabte Frau, die Gründerin und Ehrenpräsidentin des internationalen Stimmrechtsverbandes. Mit unendlicher Verehrung und Dankbarkeit werden an diesem Tage Ungezählte ihrer gedacht haben. Sie hat ein ungeheures Werk vollbracht: der heutige Stimmrechtsverband in seiner ganzen großen Ausdehnung, gehören ihm doch 42 Länder an, ist ihrer unermüdlichen Propaganda zu verdanken, ungezählte Reisen hat sie unternommen, ungezählte Reden gehalten, — sie eine der begabtesten Rednerinnen, die die Frauenbewegung je zählte —, ungezählte Briefe geschrieben.

Am 9. Jan. 1859 ist in Charles-City im Staate Iowa in einer bescheidenen Familie die kleine Carrie Clinton Lane geboren worden. Schon mit 14 Jahren begann sie Unterricht zu erteilen, um sich die nötigen Mittel für die Fortsetzung ihrer Studien zu erwerben und mit 16 Jahren trat sie dann in das College des Staates Iowa ein, zunächst als Hilfsbibliothekarin, um sich ihre weitern Studien damit zu verdienen. Mit 20 Jahren wurde sie bereits Lehrerin an der höhern Schule von Mason City und bald darauf deren Direktorin.

Im Jahre 1884 heiratete sie Leo Chapman, den Herausgeber einer Tageszeitung, und wurde seine Mitarbeiterin. Als er zwei Jahre später starb, führte sie die publizistische Tätigkeit weiter. Sie hatte inzwischen Lucy Stone, die Pionierin für die Frauenstimmrechtssache in Amerika, gehört und war sofort von der Idee gefangen genommen worden. Es war ihr klar, daß nur auf dem Wege der politischen Befreiung die Frau auch zur Anerkennung und Auswertung ihres Menschentums gelangen werde. Ihre Erlebnisse als Witwe bestärkten sie in dieser Auffassung. 1890 hielt sie ihre erste Rede über das „Symbol der Freiheit". Sie hatte inzwischen ihren zweiten Gatten William Catt kennen gelernt und geheiratet, einen ehemaligen Studiengenossen, der völlig mit ihren Bestrebungen einig ging und sie nach Kräften unterstützte. Aber nur fünf Jahre genoß sie das Glück, diesen Gatten an ihrer Seite zu wissen. Auch er wurde ihr längst vor der Zeit durch den Tod entrissen. Ihre Arbeit für die Stimmrechtssache erlitt aber keinen Unterbruch, im Gegenteil, nun erst recht setzte sie sich dafür ein. 1892 verlangte sie, vor die Senatskommission der Vereinigten Staaten mit ihrer Forderung vorgelassen zu werden, wo sie einen großen Eindruck machte; 1895 sprach sie vor der Convention von Atlanta in Georgien, dessen Präsident erklärte, daß Amerika wohl noch kaum einen begabteren Redner besessen hätte als Mrs. Catt. Zu dieser Zeit reifte in ihr der Plan zu einer umfassenden Organisation zur Vertretung des Stimmrechtsgedankens. Zunächst auf nationalem Boden. Sie hat, erzählte sie, zu jener Zeit in einem einzigen Jahre 20 Staaten der Union besucht, über 13,000 Meilen durchreist, 51 Vorträge gehalten und gegen 10,000 Briefe geschrieben. 1904 gründete Mrs. Catt den internationalen Verband für Frauenstimmrecht und als dessen Präsidentin ist ihr Ruf in die ganze Welt gedrungen. Der internationale Stimmrechtsverband ist zum größten Teil ihr Werk, ein grandioses Werk. Um sich dieser weitragenden internationalen Arbeit besser widmen zu können, legte sie die Präsidentschaft ihres Nationalverbandes nieder und übergab sie ihrer getreuen Mitarbeiterin Dr. Anna Shaw. Nur in denn Jahren vor Erlangung des Frauenstimmrechts in den Vereinigten Staaten nahm sie die Zügel wieder in die eigene Hand und führte mit der ihr eigenen überlegenen Taktik und Ausdauer den großen Stimmrechtskampf zu Ende. Sie besuchte damals alle amerikanischen Staaten, gründete die Leslie-Kommission und „Women Citizen", die einzige politische Frauenzeitschrift der Vereinigten Staaten. 1919 erlebte sie es, daß im Mai durch den Senat und im Juni durch das Repräsentantenhaus das Frauenstimmrecht angenommen wurde. Mrs. Catt, die die Frauen ihres Landes zum Siege führte, hat somit alles Anrecht auf die unendliche und ewige Dankbarkeit ihres Landes. Ihr Name wird in der Geschichte der Vereinigten Staaten auf immer neben den großen Führern eingeschrieben sein.

Der Krieg hat auf Mrs. Catt einen erschütternden Eindruck gemacht. 1924 legte sie in Rom das Präsidium des internationalen Stimmrechtsverbandes nieder und von da an hat sie sich ausschließlich den Friedens- und Völkerbundsfragen gewidmet. 1925 hat sie zum erstenmal jene großen amerikanischen Frauenkonferenzen für die Unterdrückung der Kriege zusammengerufen, an denen 9 der größten Frauenorganisationen der Vereinigten Staaten mitmachten und die seither jedes Jahr wieder zusammentreten. In der gewaltigen Propaganda von etwa 12 Millionen Frauen konnte der Gedanke einer Aechtung des Krieges popularisiert und ein Kelloggpakt geboren werden.

Mit 70 Jahren steht also Mrs. Catt in ungebrochener Kraft an der Spitze einer Bewegung von welttragender Bedeutung. Sie blickt nicht zurück auf das Erreichte, sondern vorwärts auf das, was noch zu tun ist, nimmt sich keine Zeit zur Ruhe, sondern arbeitet unermüdlich und träumt davon, auch diesen Gedanken eines Weltfriedens noch gesichert zu sehen.

Im Juni dieses Jahres wird sie auf dem internationalen Stimmrechtskongreß in Berlin die verehrungswürdigste Gestalt sein, um die sich eine Welt in unbegrenzter Dankbarkeit scharen wird.

Miß Eglantine Jebb †.

Am 17. Dezember ist in Genf Miß Eglantine Jebb, die Gründerin des wunderbaren Werkes der Internationalen Kinderhilfe gestorben. Mit ihr erlosch, schreibt „Mouvement Féministe", eine Feuerseele, denn sie war eine Apostelnatur, eine begeisterte, mystische Kraft, welche treuherzige Kindlichkeit mit ahnungsvollem Scharfsinn verband. Zuerst faßte sie den genialen Gedanken, die Gutgesinnten, Einflußreichen zu gruppieren und zu sammeln, als es galt, nach dem scheußlichen Elend und dem Zusammenbruch des großen Krieges den unglücklichen, ausgehungerten verlassenen Kinderscharen im verwüsteten Osten und Westen Europas zu Hilfe zu kommen. Und nichts vermochte diese Frau an der Verwirklichung dieses Werkes zu hindern. Sie ging überall hin auf der Suche nach Unterstützungen und Unterschriften, vom Papst zu den anglikanischen und standinavischen Bischöfen, von den politischen Mächten zu den verschiedenartigsten Vereinen. So brachte sie Geld zusammen, schuf Kantinen, schickte Missionen, errichtete Asyle und Werkstätten, veranlaßte die von den Katastrophen Verschonten, die von den Katastrophen Betroffenen in der Ferne zu adoptieren. Freilich war sie von Mitarbeitern, Männern und Frauen umgeben, welche sie an praktischem Organisationstalent übertrafen; aber die Flamme, der unerschütterliche Glaube an den Erfolg sind von ihr ausgegangen. „Wer Eglantine Jebb gesehen hat", schrieb eine unserer Tageszeitungen, „in ihrem braunen Kleid und braunen Schleiern, von ätherischer Magerkeit, mit dem silbernen Kruzifix auf der Brust, wie sie etwa aufstand an Kongressen, an Vortragsabenden oder in einer Kommission des Völkerbundes, um auf englisch oder französisch in treffenden Worten die Sache der Kinder zu verfechten, der kann sie nie vergessen." Ihr verdanken wir die schöne „Genfer Erklärung", bekannt unter dem Namen „Magna Charta des Kindes", worin die Rechte des Kindes, so wie das 20. Jahrhundert sie begreift und heischt, in wenigen wuchtigen Artikeln niedergelegt sind.

Auf solche glühende, selbstlose und manchmal, so hat es den Anschein, gotterfüllte Apostelgestalten darf das Frauentum stolz sein, selbst wenn sie mit der eigentlichen Frauenbewegung wenig zu tun hatten.

30 Jahre Radium und Mme. Curie.

In diesen Tagen sind drei Jahrzehnte vergangen, seitdem die erste Nachricht von der Entdeckung des Radiums durch das Ehepaar Curie in die erstaunte und ob der Wichtigkeit der Entdeckung außerordentlich erregte Welt gelangte.

Mme Curie, die mit ihrem Mädchennamen Marie Sklodowska hieß, war die Tochter eines Warschauer Gymnasiallehrers, also eine geborene Polin. Von einem großen Wissensdriebe erfüllt, fühlte sie sich namentlich zu den Naturwissenschaften hingezogen. Wohl gelang es ihr, ein Gymnasium durchzumachen, aber zum weitern Studium fehlten ihr die Mittel, deshalb nahm sie eine Stelle als Gouvernante in Rußland an. Durch eine Denunziation verdächtig geworden, gelang es ihr, zu entfliehen und sich bis Paris im wahrsten Sinne des Wortes durchzuhungern. Hier fand sie — ein wahrer Glücksfall — schließlich eine Stelle im Laboratorium des Professors Lippmann, der gar bald ihre besondere Begabung erkannte und sie unter seine Schüler aufnahm. Hier lernte sie auch ihren nachmaligen Gatten Pierre Curie kennen. Die Liebe zur Wissenschaft führte sie zusammen und gemeinsam traten sie in das Laboratorium des großen französischen Physikers Prof. Henri Becquerel ein.

Schon seit langem hatten die Gelehrten beobachtet, daß gewisse Stoffe Strahlen aussenden, die sich unsern Sinnen weder durch eine Lichterscheinung noch durch Wärme bemerkbar machen. Becquerel hatte sich dem Studium dieser Erscheinungen gewidmet, und am 24. Februar 1896 teilte er der Pariser Akademie der Wissenschaften mit, daß er diese Strahlen an Uranverbindungen entdeckt und als Eigenschaft des Urans erkannt habe. Frau Curie beobachtete nun diese sogenannten Becquereleschen Strahlen am Thorium und seinen Verbindungen und fand, daß gewisse Uran- und Thorium-Mineralien viel stärker radioaktiv waren, als ihrem Gehalt an jenen Elementen entsprach. Das Ehepaar Curie entdeckte nun als Ursache hievon ein ungemein starkes radioaktives Element, das sie „Radium" nannten, und schieden aus der Pechblende einen zweiten stark radioaktiven Stoff ab, der nach der Heimat von Mme Curie Polonium genannt wurde.

Pierre Curie hat selbst rückhaltlos eingestanden, daß seine Frau ihn auf dieses Gebiet hingelenkt habe und Frau Curie ihrerseits sagte bescheiden: Wir haben alles gemeinsam gefunden und es würde schwer sein, die Arbeit des einen von der des andern zu trennen. 1903 wurde die Leistung des Gelehrtenehepaares durch die Erteilung des Nobelpreises anerkannt. Im gleichen Jahr erhielt Pierre Curie ein Professorat an der Pariser Sorbonne, das er aber nur drei Jahre inne hatte, 1906 erlag er einem Straßenunfall. Seine Frau wurde seine Nachfolgerin an der Sorbonne, sie war damit der erste weibliche Professor an einer Universität. 1911 erhielt Mme Curie ein zweites Mal den Nobelpreis, als ihr großes epochemachendes Werk über die Radioaktivität erschien, das in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde und stets eines der geschätztesten Werke auf diesem Gebiet sein wird. 1910 erhielt sie die große Albert Medaille der englischen Royal Society; außerdem wurde sie Mitglied fast aller wissenschaftlichen Vereinigungen, auch der Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit gehört sie an. Allerdings, Mme Curie hat das unschätzbare Glück besessen, ohne das ihre wissenschaftliche Tätigkeit wahrscheinlich bei weitem nicht in diesem Maße möglich gewesen wäre, an Pierre Curie einen kongenialen Gatten zu besitzen, der mit ihr arbeitete ohne Eifersucht auf ihre geistige Ebenbürtigkeit.

In ihrem Privatleben ist Frau Curie eine schlichte, bescheidene Frau, hinter deren stillem geräuschlosen Auftreten niemand die große Gelehrte vermuten würde. Sie ist eine vorbildliche Mutter, denn die

---

gleichsam vor ihm ausgebreitet hatte, beschloß er mit orientalischer Käuferruhe, überhaupt nicht zu sprechen, sondern den anderen sprechen zu lassen und sich dann zu wählen, was ihm gefallen würde. Darum saß er nun in träumerischer Unbeweglichkeit, hatte das Kinn auf die Knie gelegt und wartete friedlich, bis das Wort fallen würde, das seinen Pfad erhellen sollte.

Der F'kih hatte unterdessen seine ganze Wissenschaft entwickelt, von den heiligen Siegeln und der Bedeutung der Zahlen, dem Einfluß der Planeten, der Kraft gewisser Buchstaben und dem Sinne gewisser Sprüche angefangen bis zu den landläufigen Formeln, in denen die einfacheren Beschwörungen verlaufen. Darin war er kundig und hatte auch eine ganze Apotheke solcher Dinge zur Hand, die gegen Kopfweh, gegen Fieber, gegen Ertrinken, Diebstahl, Fehlgeburten oder Kopfläuse wirksam sind. Für Liebende besaß er alles, was heimlichen Wegen förderlich sein kann, und er pries Mohammed folgende Dinge an:

Galle von einem schwarzen Huhn, mit Antimon, Grünspan und Gallapfelsaft gemischt, ist ein unfehlbares Mittel, um in der dunklen Nacht so hell zu sehen wie bei Tage; andererseits bleibt man selbst völlig unsichtbar, wenn man die getrockneten Gehirne des Schakals, des Geiers, des Wiedehopfes und der Fledermaus bei sich trägt in einem Beutel aus Gazellenhaut, die mit Aloe, Zimmet und Kosol gebeizt wurde. Wicke Geierherz in ein Stück Hyänenhaut, worauf du die Namen des Mondes geschrieben hast, so bellt dich kein Hund an, und ein magisches Viereck, an einem Samstag im Zeichen des Saturn und bei Mondschein geschrieben, gibt Sicherheit vor Messer und Speer. Sprich über dasselbe Viereck: „Ich halte eure Zungen auf, wie Gott den Himmel hält, ich schlage euch mit Ruten der Macht!" so wird dein Feind stumm sein, bis du seine Zunge wieder löst. und sprichst du selbst die beiden letzten Suren des Korans, so bist du gegen jede Beschwörung gefeit, die wider dich gerichtet wird. — Mit diesem und ähnlichem Rüstzeug ausgestattet, hätte Mohammed ja nun füglich Abd er Rachmans Zelt abdecken, Habiba ergreifen und mit ihr an jeden Ort der Erde gehen können, und der F'kih wünschte nichts sehnlicher, als daß er den Versuch wagen und die Gewalt des Zaubers zu ruhmvoller Gewißheit bringen möge. Nun aber ging es Mohammed wie so vielen vor ihm: obgleich er bei Gott keinen Zweifel an der Wirksamkeit der heiligen Dinge hegte, die seit Menschenalter geglaubt und verbürgt und so unanfechtbar waren wie „das Buch" selbst, so empfand er doch einen eigentümlichen Widerwillen vor ihrer Anwendung. Die natürliche Vorsicht verbot ihm, etwas zu tun, was er nicht zuvor mit eigenen Augen hatte tun sehen, und so, ohne es zu wissen, bestätigte er die große Erfahrung, daß Glauben und Glauben zwei grundverschiedene Dinge sind. Er fuhr deshalb fort, schweigend zuzuhören, und wendete nur ein- oder zweimal flüchtig den Kopf, wobei er heimlich, zärtlich und etwas verschämt lächelte, als habe ein Erinnerungsflügel ihn gestreift. Als der F'kih endlich etwas erschöpft seine Aufzählungen unterbrach, legte Mohammed ein zweites Silberstück auf die Matte zu seinen Füßen, erhob sich, dankte sehr respektvoll und enteilte.

Der F'kih, glücklich über seine zwei Silberlinge, vergaß die erneute Enttäuschung, packte geduldig seine ewig unverwerteten Amulette wieder in seinen alten Beutel, und kümmerte sich nicht weiter um seinen spröden Klienten; dieser jedoch, so teilnahmslos er geschienen hatte, war nicht ohne Nutzen aus der Sitzung fortgegangen. Vielmehr hatte er sich, wie ein kluger Beschauer im Basar, schon sehr bald eine seine kleine Zauberformel ausgewählt, die zu der Art seines Gefühles stimmte und ihm stark und lieblich schien, wie der Duft der Zitronenblüte; hatte sich die Vorschrift wohl eingeprägt und schritt entschlossenen Herzens gleich am nächsten Morgen zur Ausführung. Es war der zarteste Ruf an die Ueberwelt und nicht unbescheidener als das Zirpen einer jungen Lerche vom Grund ihres Aehrenrestes zur Höhe des Himmels. Keusch und zaghaft wie er selbst, erschien diese Formel dem Jüngling mehr wie eine Huldigung denn wie eine Bindung, und er machte sich keinerlei Gedanken darüber, daß er mit der unschuldigen Handlung in den Bannkreis derer trat, die man nicht nennt, der Siebengefürsteten, der Siegelgebannten! Er schlich Habiba nach, als sie im grauen Morgenlichte nach der kleinen Pflanzung ihrer Teekräuter lief, wartete ruhig, bis die Emsige das Nötige gesammelt und sich entfernt hatte, und trat dann hinzu, um im feuchten Erdreiche nach den Spuren ihrer kleinen Füße zu suchen. Wo die Abdrücke tief und deutlich waren, bückte er sich, nahm aus einem rechten und einem linken Fußtapfen ein wenig Erde, sprach die Basmala darüber — „im Namen Gottes, des Großmütigen, des Barmherzigen!" — und wickelte das Klümpchen in einem hurtig abgerissenen Streifen seiner Dschelabia. Dann ging er hin und hängte das Bündelchen an einen der Feigenbäume, die Sahab et-Tarits weiße Kuppel beschatteten. „Wenn der Wind das Beutelchen mit der Erde schaukelt, dann zittert das Herz deiner Geliebten in Sehnsucht nach dir", hatte der F'kih prophezeit. Mohammed sah das schwebende Ding an, wie es in unruhiger Schraubenbewegung kreiselte und leise schwankte. Die wirbelnde kleine Lebendigkeit gab ihm Vertrauen, das Ding, von geheimnisvollen Gesetzen beseelt, erschien ihm als ein wirkendes, selbsttätiges, und von neuer Zuversicht erfüllt, sprang er aufjauchzend die Ginsterhalde hinunter. —

Habiba hatte, als sie das Teekraut pflückte, dem heranschleichenden Mohammed den Rücken zugewandt, und der Jüngling hätte jeden Eid abgelegt, daß sie sich weder während des Pflückens noch während des Fortgehens auch nur ein einziges Mal nach ihm umgedreht habe. Sie hatte ihn also sicher nicht gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bildhauerin Anna Margaretha Schindler.

Im Herbst 1927, bei Anlaß der Wiener-Sezession, haben alle österreichischen Zeitungen den Namen einer Schweizerin genannt, einer Künstlerin, die bei ihrem ersten Hinaustreten in die Oeffentlichkeit das Publikum sowie die Kunstkritiker in Erstaunen gesetzt hat. Erstaunen war die unmittelbare, erste Empfindung; Bewunderung und Ehrfurcht sind ihr sogleich gefolgt und haben auch in den Kritiken der bekanntesten Wiener-Tageszeitungen unverhohlen Ausdruck gefunden.

Im Frühjahr 1928 hat Anna M. Schindler einige ihrer Werke im Zürcher Kunsthaus ausgestellt und im Herbst sind ihre kraftvollen Skulpturen einerseits, die zarte Kinderstatuette in Elfenbein anderseits, vielen Besuchern der Saffa aufgefallen. Dort gab es aber so unendlich Vieles zu sehen und in sich aufzunehmen, daß es wohl nur Wenigen gelungen ist, sich in das Einzelne zu vertiefen.

Wir Zürcherinnen dürfen uns deshalb umsomehr

Stunden, die sie ihrer wissenschaftlichen Arbeit abstiehlt, widmet sie ganz ihrem Haushalt und ihren beiden Töchtern, von denen die eine schon mit 20 Jahren ihren Dr. machte und sich des Ruhmes ihrer Eltern würdig zeigt. Sie unterrichtet sie ebenso im Nähen und Kochen wie in der Chemie und andern Wissenschaften. Den Hunger und den Kampf aber ihrer Jugend hat sie nicht vergessen. Bei aller Ehre, die sie genossen hat, ist sie bescheiden geblieben und nichts vermochte das Ziel ihres Lebens zu verrücken.

Der Kult der Fruchtbarkeit.

(Nachdruck verboten.)
Copright bei „Azet" Wien.

„Mutter Indien", das Buch der Amerikanerin Miß Mayo, das auch in unsern Spalten schon seine Erwähnung gefunden hat, ist nun ins Deutsche übersetzt und damit auch unserm Sprachkreis allgemein zugänglich geworden. Der folgende Artikel ist ganz auf Erfahrungen aufgebaut, die Miß Mayo, die das ganze Land durchquerte, selbst gesammelt hat. Sie hat die Bedingungen des täglichen Lebens der Hindus, ihre hygienischen und sanitären Verhältnisse, geistigen und materiellen Interessen mit offenen Augen untersucht; hat hinter die Mauern der Heiligtümer, hinter die Gitter der Frauenklausuren geschaut und ihre eigenen Beobachtungen durch Mitteilungen autoritativer Persönlichkeiten, Aerztinnen, Schulleiterinnen, Schriften radikal-nationaler Indier, wie Gandhi, durch die Protokolle der Parlamentsverhandlungen und offiziellen Statistiken zu einem Gesamtbild der sozialen Struktur Hindu-Indiens ergänzt.

Kinder als Mütter.

Blutdunst erfüllt den Tempelraum. Im Rhythmus schlagen die Körper der Betenden zu Boden. Im Gedränge ein alter Hindu, der aus der Schrift die Geschichte der Kali, der vierarmigen Göttin der Fruchtbarkeit, vorliest. Dumpfe und harte Trommelschläge, Gebetmurmeln. Da zerreißt ein gellender Schrei die Luft. Frauen stürzen zur Stelle, woher dieser Schrei ertönt. Todesangst hat ihn einem Ziklein erpreßt, das mit gebundenen Füßen seiner Opferung entgegenzittert. Der Priester faßt es mit kräftigem Arm, wirbelt es im Bogen durch die Luft und trennt ihm mit einem Hieb den Kopf ab. Gurgelnd schießt das Blut aus dem zuckenden Körper, klatscht mit der ersten rauchenden Welle auf den Boden, von wo es gierig bereite Frauenlippen aufsaugen, — das bringt Fruchtbarkeit. Der Rest des roten Lebenssaftes wird in Schüsseln aufgefangen, über die Füße der Göttin und der Priester ausgegossen, daß es von dort, gemischt mit dem Wasser des heiligen Ganges, das Tempeldiener in mächtigen Kübeln heranbringen, aufgeleckt werde, — es gibt Fruchtbarkeit. Einhundertfünfzig bis zweihundert Ziklein werden täglich diesem frommen Zweck geopfert.

Von den Füßen der Göttin rinnt das Gemisch von Gangeswasser und frischem Blut durch einen unterirdischen Kanal zur äußeren Tempelmauer und durch eine handgroße Oeffnung ins Freie. Sehnsüchtig erwartet von einem dichten Knäuel Bresthafter, die es in Bechern auffangen und hastig schlürfen, dem brüchigen Leib Genesung zuzuführen.

Alle Art Leiden werden geheilt, im besonderen typhöses Fiebeer. Wie sie sich drängen, die Alten und Gebrechlichen, vom Fieber Geschüttelten, neues Leben zu empfangen. Leben aus Tod geboren. War das nicht der Schrei einer geängstigten Kreatur? Die Tempelmauern sind zu dick, um ihn deutlich wahrzunehmen. Wie eine mystische Ahnung dringt es heraus, von der Stelle, da wieder — zum wievielten Mal! — ein Böcklein sein junges Blut lassen muß, daß es verdorrendem Leben neue Kräfte spende . . .

Im freundlichen Grün eine Kolonie schmucker Pavillons, deren Wände weiß glänzen. Das englische gynäkologische Hospital. Geleitet von englischen Aerztinnen, die mit der Assistenz geschickter englischer Pflegerinnen ihre Schutzbefohlenen betreuen. Bei einem Gang durch die hellen Räume krampft sich dem Europäer das Herz zusammen. Frauen? In Europa nennt man das noch Kinder. Die leitenden Aerztinnen, die aus dem westlichen Kulturkreis in diese Welt eintraten, deren Augen die grauenhaften Verhältnisse des Londoner Eastend geschaut, waren zutiefst erschüttert, als die ersten Acht-, Neun- und Zehnjährigen kamen, Hilfe für ihre schwere Stunde zu erbitten. Als aber die Fälle sich zu hunderten, zu tausenden, zu zehntausenden häuften, die über das Land verstreuten Spitäler ihre Aufnahmsfähigkeit aufs äußerste anspannten und dem Andrang nicht genügen konnten, da wich die anfängliche Verwirrtheit einer nie versagenden hingebenden Hilfsbereitschaft. Für Körper und Seele. Denn diese kleinen Dulderinnen, die sich in den weißen Bettchen unter Krämpfen winden, deren Sinn sie nicht verstehen, die Mütter werden, bevor sie wissen, daß sie Frauen geworden sind, haben die geschickte Hand des Arztes nicht nötiger als den ermunternden Zuspruch des gütigen Menschenfreundes.

Die Aerztin erzählt: Diese Neunjährige dort ist die Gattin eines Fünfzigjährigen, der von seinem Ansehen nicht das Geringste einbüßte, als er das kleine Geschöpf zu seiner Frau machte. Sie hatte ihre Niederkunft zu Hause. So eine Niederkunft, bei reich und arm, bei hoch und nieder die gleiche, ist ein Kapitel für sich. Das unglückliche Wesen gilt für die Zeit als unrein, darum dürfen nur Personen, denen die Berührung von Unreinem nichts anhaben kann, also die Mitglieder der niedersten Kaste helfen. Die Dhai oder weise Frau wird aus dieser Klasse geholt und wirft sich für dieses Geschäft noch in besonders schmutzige Lumpen.

In einem abgesonderten Raum, der, bis auf eine kleine, trübe brennende Oellampe verdunkelt, gegen jeden Zustrom frischer Luft abgeschlossen ist, auf einem Lager alter, schmutziger Fetzen zerrissener Kleider, erwartet die junge Frau ihr Kind. Die entsetzlichen Wehen drohen den kleinen Körper zu zerreißen, sechs, acht Tage steigend Qualen, denen das schwache Geschöpf kaum standzuhalten vermag. Die Dhai hilft natürlich. Sie drückt, sie schlägt den zarten Leib, strampelt mit den Füßen auf ihm herum, krampft die schmutzstarrenden Fingernägel in die widerspenstigen Weichen. Aber achtet scharf darauf, daß der Unglücklichen das Leben nicht entfliehe, bevor sie das Kind zur Welt gebracht. Denn stirbt die Frau bevor sie niederkommt, so erscheint ihr Geist als nächtlicher Spuck auf einsamen Straßen, verfolgt aber besonders die Mitglieder der Familie. Droht also die Erschöpfte den Folterqualen zu erliegen, so streut ihr die Dhai Pfeffer in die Augen, damit der Geist, der schon entweichen will, den Weg nicht finde, heftet mit vorbereiteten Nägeln ihre ausgebreiteten Arme an den Boden, daß der Geist gefesselt bleibe.

Während dieser Zeit bekommt die Arme fast nicht einen Bissen zu essen. Wenn sie ihr Marterlager verläßt, ist sie ein Wrack. Körperlich und geistig oft dem Wahnsinn verfallen. Wenn sie es lebend verläßt. Die Statistiken zeigen, daß in Indien jährlich 3,200,000 Mütter im Wochenbett sterben, von den Säuglingen 40 Prozent in der ersten Woche ihres Lebens, 60 Prozent im ersten Monat.

Aus dem „Geschenk an die Schweizerinnen".

(s. Nr. 1)

Männliche „Ritterlichkeit".

(H. W. S. 842, I.)
(Nachdruck verboten.)

„Rede mir nicht von Ritterlichkeit. Sie ist längst dahingeschieden. Wo findest du sie noch? Kein galanter Ritter stellt sich für uns vor die Gerichtsschranke, um die Strafe für unsre Verbrechen zu zahlen. Wir leiden in unsrer eigenen Person, auf den Galeeren und innerhalb der Zuchthauswände. Von Blackstone bis hinab nach Kent ist in euren Gesetzbüchern nirgends Ritterlichkeit zu finden. Im Gesellschaftsleben, ja gewiß, eilt ein Verliebter, um für ein dummes, sechzehnjähriges Ding einen Handschuh oder ein Blumensträußchen aufzuheben, während derselbe Mann zu Hause seiner alten Mutter gestattet, Wassereimer herbeizuschleppen oder Holzbündel, oder seiner Gattin, ein zwanzigpfundschweres Kind stundenlang auf den Armen zu tragen. Ich habe eine große Menge von Männern gesehen, die sich wieviel auf ihre gute Erziehung und Schulung einbilden und gegen die Frauen ihres eigenen Haushalts kein Jota von Galanterie oder Ritterlichkeit übrig haben."

(Elizabeth Cady Stanton an ihren Vetter Gerritt Smith.)

Der beste Schutz für uns Frauen.

(H. W. S. I 17)
Einleitung.
(Nachdruck verboten.)

„Manche sagen, der Mann sei der natürliche Beschützer der Frau, und deshalb könne sie ihm ruhig überlassen, die Gesetze für sie zu machen . . . Zeigen nicht die Bücher unserer Gerichte Väter, die ungerecht sind gegen ihre Töchter, Gatten, die es mit ihren Frauen sind, Brüder mit ihren Schwestern, Söhne mit ihrer eigenen Mutter? Wenn auch die Frau oft genug den Schutz eines Mannes braucht gegen sein ganzes Geschlecht, etwa wenn sie als Pionierin ihren Weg durch einsame Wälder suchen muß, oder in den Großstädten, in tiefer Nacht, so hat sie doch oft genug den Schutz aller eben gerade gegen diesen einen Mann nötig. Aber sogar wenn es anders wäre, wenn sie sich wirklich immer auf die allgegenwärtige, allmächtige Kraft dieses einen starken Armes verlassen könnte, so wäre das wenig, verglichen mit dem stillen, allesdurchdringenden Einfluß guter und gerechter Gesetze für alle Frauen. Es erfolgt daraus die Notwendigkeit des Stimmrechtes für die Frau, damit sie die Waffe des Selbstschutzes und der Selbstverteidigung mit eigener Hand erheben kann."

Nur ein Schritt.

H. W. S. III, 52.
(Nachdruck verboten.)

„Es ist nur noch ein Schritt zu machen, ein einziger Schritt. Wir erlauben dem Lahmen, dem Krummen und dem Blinden, zur Urne zu gehen, wir erlauben dem Fremden, dem Schwarzen, dem Sklaven und dem Freien zu stimmen; nur jemand ist ausgeschlossen: die Mutter, die uns lehret, und die Frau, die wir für würdig hielten, an unser Seite zu gehen. Die Frau ist tiefer gestellt als der Sklave, tiefer als ein unwissender Fremder. Sie wird zu den Elenden gerechnet, denen das Gesetz das Stimmen nicht erlaubt, unter die Wahnwitzigen."

(Henry Ward Beecher.)

Es muß den Männern gezeigt werden, daß das Frauenstimmrecht ihnen Nutzen bringt.

(H. W. S. III, 381.)
(Nachdruck verboten.)

„Die Männer sagen: „Wir tun alles, was wir nur können für unsre Frau und die Kinder. Es geht ihnen ebenso gut wie uns." In gewissem Sinn scheint das wahr. Die andere und höhere Wahrheit ist die, daß das Frauenstimmrecht nötig ist für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft. Was würden die Frauen mit dem Stimmrecht anfangen? Was würden sie für die Erziehung tun? Was für die Enthaltsamkeit? Was für die Reinheit? Was für die Festsetzung der Arbeitsbedingungen und Arbeitslöhne und für eine gerechte Verteilung der Produktion? Was für die Beseitigung oder, wenn Beseitigung unmöglich ist, für die Besserung von Hunger, Kälte, Krankheit und Verkommenheit aus dem täglichen Leben der Menschen? Was könnte und was würde die Frau verbessern an den Bedingungen, die unser menschliches Leben wie ein Eisenband umschließen? Eure Vereinigung soll aufzählen, was die Frauen versuchen wollen, mit ihrem Stimmrecht besser zu machen. Zeigt uns Männern, was ihr uns Gutes tun wollt, wenn wir euch nicht länger eurer Rechte berauben. Dies wird uns Eindruck machen. Warum sollen wir für nichts gerecht sein? Wirklich, wenn ihr uns nicht zeigt, daß die Ausübung des Stimmrechts für uns nützlich sein wird, könnt ihr logischerweise nicht den Schluß ziehen, daß ihr ein Recht zu stimmen überhaupt habt. Ihr müßt das Frauenstimmrecht verbinden mit Fortschritt und Verbesserung und die Männer überzeugen, da sie besser daran sein werden, wenn ihr das Stimmrecht habt, als wenn sie allein es nur haben. Theorien sind gut, aber sie werden selten ins Leben umgesetzt, wenn nicht deutlich zu ersehen ist, daß ihre Verwirklichung Wunden heilen oder der großen Allgemeinheit nützlich sein wird."

(Henry W. Blair, Senator.)

Das jüngste Werk der Zürcher „Freundinnen".

Im dritten, zürcherischen Stadtkreis, bei der St. Jakobskirche, an der Lutherstraße, erhebt sich ein moderner stattlicher Neubau. „Neues Töchterheim" steht über der Haustüre, und der siebenzackige Stern, das Wahrzeichen der Freundinnen, begleitet die Inschrift. Im hellen, grüngestrichenen Hausgang begrüßt einen das große Plakat der Freundinnen, das an der Saffa von ihren Arbeitszweigen Kenntnis gab. Es wurde vom Nationalvorstand dem neuen Töchterheim, als jüngstem und schönstem Kinde, verehrt. Die bequeme Steintreppe oder auch der Lift führt zum 1. Stock, der, mit dem zweiten durch eine innere behagliche Holztreppe verbunden, das Passantenheim bildet. Der große, grüntapezierte Eßsaal mit dem bequemen Office, ein freundliches Wohnzimmer, das Bureau und Schlafzimmer der Hausmutter, anschließend die Logierzimmer zu 1, 2, 3 und 4 Betten, ein Putz- und Glätteraum, ein Fußbad und der schmucke Korridor erfreuen durch die gediegene, frohmütige Ausstattung, die sich im 2. Stock in den zahlreichen Schlafzimmern wiederholt. In diesem Heim werden von einer Hausmutter, deren Gehilfin und den nötigen Dienstboten weibliche Durchreisende jeglichen Standes und Stellensuchende betreut. Bett mit Frühstück werden je nach Zimmer zu Fr. 2.50 bis 4.50 abgegeben. Der Pensionspreis mit 3 Mahlzeiten von 5 Tagen an beträgt Fr. 4.— bis 6.50.

Im 3. und 4. Stock befindet sich das Heim für Töchter, die in der Stadt ihrer Beschäftigung, ihrem Verdienst nachgehen. Oft finden sie bei uns ihre Heimat für lange Zeit. Eine eigene Hausmutter führt hier das Regiment. Noch freundlicher, durch die höhere Lage bedingt, zeigen sich da die hellen Schlafzimmer und die gemütlichen Wohnräume. Der 4. Stock ist wegen städtischer Bauverordnung stark zurückgesetzt, so daß sich die luftigen Räume eines durchgehenden, ziemlich breiten Balkons erfreuen. Ueber jenen breitet sich das flache Dach, das im kommenden Sommer zum Dachgarten ausgestaltet werden soll. In diesem Heim, das Platz für 28 Töchter bietet, beträgt die volle Pension Fr. 4.— bis 5.—.

Im Souterrain des Hauses befindet sich die große, helle Küche, ausgestattet mit Gasherd und modernen, bequemen Hilfsapparaten. Vorratsräume und der Kühlraum schließen sich an. Vom Office steigen die Speiselifte zu den beiden Eßzimmern hinan. Ebenfalls im Souterrain sehen wir eine tadellos ausgerüstete Wäschereieinrichtung, die Heizung für den Winter und die Heißwasserversorgung, sowie eine Abteilung für Bäder und Duschen.

Im Erdgeschoß sind die Dienstbotenzimmer angebracht. Auf der ersten Seite, mit eigenem Eingang, sind zu vermietende Bureaulokalitäten zum Einzug bereit. Gegen Südwesten wurde dem Kindergartenverein Außerstihl ein ganz besonders wohlgeratenes Kindergartenlokal bereitgestellt und zu billigem Preise vermietet.

Ausgenützt und wohlgestaltet kommt wohl jedem Besucher der Neubau vor. Beim Einweihungsfeste vor Weihnachten herrschte bei den Mitfeiernden, die sich zahlreich eingefunden, nur eine Stimme frohen Anerkennens. Der Neubau wurde an Stelle eines baufälligen Häuschens, in dem der Verein schon seit Jahren eine Anzahl Töchter beherbergte, erstellt. Der chronische Platzmangel im Martahaus als Passantenheim und die stets gefüllten Töchterheime des Vereins ermutigten zum kühnen Entschluß, niederzureißen und aufzubauen. Wohl hat sich nun der Verein eine ordentliche Schuldenlast aufgebürdet. Es wurde aber gründlich und umsichtig gerechnet, so daß, wenn die Heime voll arbeiten können, der Erfolg nicht ausbleiben wird.

Die Leserinnen des schweiz. Frauenblattes mögen uns helfen, unser Werk zu fördern, unsere freundlichen Heimstätten zu empfehlen und selbst einmal — beim Besuch unserer schönen Stadt — den Versuch machen, wie wohl und geborgen man sich bei uns fühlt.

V. S.

Einer Reformierung der Zürcher Höhern Töchterschule

hat der zürcherische Stadtrat kurz vor Weihnachten noch seine Genehmigung erteilt.

Die höhere Töchterschule, obwohl sie eine Gymnasial-Abteilung führt, hatte bis heute nicht die Möglichkeit, ihren Absolventinnen auch die Maturität zu ermöglichen, weil ihr der nach der eidgenössischen Maturitätsordnung geforderte Unterbau fehlte. Die Schülerinnen der Gymnasialabteilung mußten also vor fremden Examinatoren die sogenannte Fremdenmatura ablegen, ein Nachteil für unsere jungen Mädchen, der nur allzu sehr in die Augen springend ist.

Nun hat der Stadtrat einer Neuordnung die Genehmigung erteilt, derzufolge für Mädchen der medizinischen Richtung und der eidgen. technischen Hochschule eine Abteilung errichtet wird, die im Anschluß an die 6. Primarklasse 6½ Jahreskurse umfaßt, also den Anforderungen der eidgenössischen Maturitätskommission genügt. Daneben bleibt die andere bisherige gymnasiale Abteilung für die übrigen akademischen Studien bestehen, die nur 4 Jahreskurse umfaßt — für Schülerinnen, die sich erst später zum Studium entschließen, sicher eine sehr wohltätige Einrichtung. Auch die bisherige Fortbildungsabteilung erfährt eine Reorganisation. Sie soll in eine Frauenbildungsschule umgewandelt werden und allgemeine Frauenbildung vermitteln, Erzieherinnen ausbilden und die allgemeine Vorbildung für Frauenberufe geben.

---

freuen, vom 6.—30. Januar Gelegenheit zu haben, eine große Anzahl der Werke Anna M. Schindlers kennen lernen zu können. Der Kunstsalon Attuarynus hat sie in seinen schönen Räumen ausgestellt, zusammen mit den Werken eines jungen Wiener Bildhauers, Hermann Zettlitzer, dessen starke, tief empfundene Plastiken in Wien und in anderen Städten schon große Beachtung erfahren haben.

Ihr hohes Verantwortungsgefühl, ihre Bescheidenheit und ihre Strenge gegen sich selbst haben Anna Schindler bis zum letzten Jahre nicht erlaubt, an die Oeffentlichkeit zu treten. Sie wollte es erst tun, wenn sie wirklich etwas Gutes geben könnte, erst, wenn sie nicht nur vor der Kritik, sondern vor sich und ihrem Gewissen den Schritt verantworten durfte. Dieser Schritt an die Oeffentlichkeit bedeutet nicht das Ziel, sondern den Anfang einer neuen Etappe im Leben der Künstlerin. Sie weiß, daß die langen Jahre ernsten Studiums, strenger Arbeit und harter Selbstdisziplin sie stark genug gemacht haben, ihre Arbeiten vor die fremden Menschen hinzustellen. Auch vor die, die sie vielleicht nicht verstehen oder leichtfertig darüber urteilen werden. Sie weiß, daß sie ihr Bestes gegeben hat, ist sich aber auch bewußt, daß ihre Zukunft ein stetes „Vorwärts, Aufwärts" sein muß.

Menschen zu finden, denen seine Werke Freude bereiten, Ehrfurcht einflößen, ja mehr noch, die mit ihm fühlen und mit seiner Arbeit vibrieren, bedeuten ein glückliches Erlebnis für den ernsten Künstler. Leider sind solche Menschen ziemlich selten; manche finden vielleicht auch nicht Gelegenheit, dem Künstler ihre Freude auszudrücken oder ahnen nicht, welche Quelle neuer Kraft dies für ihn bedeuten könnte.

Karl Friedrich-Kossat *) schreibt in seinem Buche über die Künstlerin: „Die Individualität der Bildhauerin Anna Margaretha Schindler ist vor allem dadurch bestimmt, daß sie Künstlerin, nämlich Frau ist. Sie ist zum Unterschiede von vielen anderen schaffenden Frauen keineswegs ins Männliche entartet. So verlockend es auch wäre, sich unter einer Bildhauerin, die recht bedeutenden handwerklichen Aufgaben gegenüber steht, einen Gipfel der Verneinung der Geschlechtsunterschiede vorzustellen, — hier ist das Scheinbar-Absonderliche wahr geblieben, daß eine Frauenhand, die zum Meißel greift und den Hammer führt, ihre feine Empfindlichkeit und wesensganze Reagenz nicht verloren, sondern eher vertieft hat.

Das beweist nur, wie sehr man das eigentlich Bildhauerische verkennt, wenn man es allzu leichtfertig mit der Aeußerlichkeit größerer physischer Anstrengung charakterisiert. Der Energie-Aufwand des Bildhauers ist zweifellos ein größerer als der des Malers, aber nicht wegen der die Muskelkraft beanspruchenden Hammerschläge oder Handhabung größerer Massengewichte, sondern wegen der ins Dreidimensionale gerückten Gestaltungsart, wegen der nicht auf Flächen vorgetäuschten, sondern wirklichen, echten Raum-Gestaltung. An solcher Art Energie, an zäher Gestaltungskraft, an werkender Ausdauer, an standhaltendem Fleiß sind Frauennaturen den männlichen häufig sehr beträchtlich überlegen. Anna M. Schindlers Plastiken beweisen das. Man braucht sich nur vor die wegsichere Entschlossenheit der „Schreitenden" hinzustellen (siehe Ausstellung), um männliche Kraftentfaltung wie schuttbildende Patronensprengungen neben steinhöhlender Tropfenzähigkeit zu empfinden.

Neben diesem kostbaren Energiereservoir kommt der echten Frau die größere Instinktsicherheit zugute. Frauen neigen viel weniger zu analytischer Problematik als der Mann; wo sich aber seelische Tiefen zeigen, stehen sie deutlich und unverdeckt im Vordergrund und verzichten gerne auf mimende Uebertreibungen.

Lag das alles noch im Frauenhaften erklärbar, so liegt die Art des Schauens im eigentlich Persönlichen. Das ist das Persönliche im Schauen dieser Künstlerin, daß sie mit dem Blute sieht, daß sie Seelenausdrücke wiedergibt und dem Wesenhaften des Lebens und seiner Wärme nachgeht. Sie folgt der Forderung nach Naturtreue seelisch gegründeter Kompositionen."

Die bei Attuarynus ausgestellten Plastiken sind in den Jahren 1923—1928 entstanden. Sie bilden eine unbewußte Folge von Gefühlen und Gedanken. In der „Träumerei", der „Sinnenden", der „Wartenden" berührt uns vor allem die Harmonie der Gefühle, die Form geworden sind. Sehnsucht und Hingabe drücken diese Frauengestalten aus. Wie anders die „Schreitende"! (1927) Sie ist die Einleitung einer neuen Entwicklung; Form und Idee klingen als gelungene Einheit zusammen. Die heroische Kraft und Entschlossenheit der „Schreitenden" bricht in der „Klage" zu einer neuen Gestaltung zusammen. Die „Stehende" ist deren neue, notwendige Folge. Groß und erhaben ist ihre Ruhe, gereift und gefestigt am Erlebnis.

Die Klarheit des Ausdruckes wirkt wohl am stärksten in der Gruppe „Filius Sanctus". Diese Plastik möchte man in einer Kirche sehen. Vollendete Mutterschaft liegt im Rhythmus dieser beiden Gestalten. Die Erwartung und gläubige Zuversicht des jungen Knaben, die Hingabe und der Verzicht der Mutter sind ergreifend dargestellt.

„Der Erkenntnis, daß der individuelle Körper ein Gesicht sei, wesenseigentümlich und persönlich wie die Profillinie des Kopfes", *) verdanken wir die Kleinporträts Anna M. Schindlers. Eine Büste ist für sie nur ein Bruchstück des Porträts; sie erkennt in jedem Körper seine ausdrucksvolle Gebärde und so entstehen die Ganzporträts von Kindern, die etwas vom Schönsten sind, das eine Mutter sich wünschen könnte. Unter hunderten würde sie ihr Kind erkennen, auch ohne sein Gesicht zu sehen, denn wunderbar fein sind diese Elfenbein- und Bronzestatuetten ausgearbeitet.

Wer Anna M. Schindler an der Arbeit gesehen und gespürt hat, mit welcher Intensität und Meisterschaft sie alles verarbeitet, dem ist es zur Offenbarung wahren Künstlertums geworden. Das Schönste aber ist, daß diese Künstlerin so ganz Frau geblieben ist. Das danken wir ihr.

Zürich, Januar 1929. Gertrud Haemmerli.

*) Karl Friedrich-Kossat.

*) Karl Friedrich-Kossat: „Die Bildhauerin Anna Margaretha Schindler." (Verlag Gerlach und Wiedling, Wien.)

Nach Krankheit ist

Elchina Elixir oder Tabletten

das bewährte Stärkungsmittel

Orig. Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig. Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth.

Die Neuordnung ging nicht ganz ohne Widerspruch durch, immerhin aber war es erfreulich zu sehen, wie sich die Mehrzahl der Stadtväter für ihre begabten Mädchen einsetzten und ihnen einen ungestörten Studiengang zu ermöglichen suchten. Die Verordnung wurde denn auch in ihrer Gesamtheit angenommen und folgender interessanter Anregung zugestimmt: Zentralschulpflege und Aufsichtskommission der Töchterschule werden eingeladen, den Lehrplan der Frauenbildungsschule einer Prüfung nach der Richtung zu unterziehen, ob nicht in vermehrtem Maße soziale Fächer (volkswirtschaftliche und soziale Fragen, Erziehungslehre usw.) aufgenommen werden sollten.

Beizufügen ist noch, daß der Antrag der Kommission, wonach der Aufsichtskommission mindestens zwei Frauen angehören sollen, auf drei Frauen erhöht wurde.

Eine Ausstellung für „Soziale Frauenarbeit im Kanton Zürich".

Eine Ausstellung „Soziale Frauenarbeit im Kanton Zürich", veranstaltet von der Zürcher Frauenzentrale, wird vom 10.—24. Februar im Kunstgewerbemuseum Zürich stattfinden. Die Zürcher Bevölkerung von Stadt und Land wird nochmals Gelegenheit haben, aus dem reichhaltigen Material, das an der „Saffa" in den Gruppen „Frauenbestrebungen" und „Soziale Arbeit" zur Schau stand, manches zu sehen. Von Frauenarbeit in Kinderfürsorge und Jugendpflege, vom Wirken auf den verschiedenen Gebieten sozialer Arbeit im Kanton Zürich, von Erreichtem und auch von nur erst Angestrebtem werden Bilder und Tabellen sprechen. Am Eröffnungstag wird der 6. kantonale Frauentag abgehalten, an dem zahlreiche Frauen aus Stadt und Land erwartet werden. Die Ausstellung wird von 10—12 Uhr gegen 50 Cts., von 14—17 Uhr frei zu besichtigen sein.

Aus unserem Berufsleben:

Arbeitsmarktlage im Dezember 1928.

Das Frauenarbeitsamt von Stadt und Kanton Zürich, Tel. Selnau 27.30, notierte am Stichtag, 31. Dezember, 244 Stellensuchende, 135 weniger als im Vormonat. Offene Stellen wurden am Stichtag 235 gezählt (162 im Vormonat). Die Arbeitsmarktlage konnte im allgemeinen als günstig bezeichnet werden. — Die Abteilung für Wasch-, Putz-, Spettfrauen und Glätterinnen erledigte 567 Aufträge.

Um bei unvorhergesehener Arbeitslosigkeit geschützt zu sein, empfiehlt sich auch für die Frauen der Beitritt in eine Arbeitslosenkasse.

Frauenarbeitsamt von Stadt und Kanton Zürich.

Hauswirtschaftliche Prüfungen im Kt. Zürich.

Im März dieses Jahres werden neuerdings an verschiedenen Orten des Kantons Zürich, voraussichtlich in Zürich, Winterthur, Thalwil oder Horgen, freiwillige hauswirtschaftliche Prüfungen stattfinden. An diesen Prüfungen können alle Mädchen vom 17. Altersjahr an teilnehmen, welche sich auf irgend eine Weise hauswirtschaftliche Kenntnisse erworben haben — sei es in einer Haushaltlehre, durch Kurse, an einer Haushaltungsschule oder durch Betätigung im elterlichen Haushalt.

Welches junge Mädchen, das Freude am Haushalt hat, diese Arbeit gut kennt und stolz darauf ist, hätte nicht Lust, sein Können einmal mit demjenigen anderer junger Mädchen zu messen! Wer wagt es?

Nähere Auskunft über die Prüfungen, Anmeldung etc. ist erhältlich durch die kant. Kommission für die freiwillige hauswirtschaftliche Prüfung (Aktuarin: Frl. A. Baer, Kilchberg b. Zürich).

Unser eigener Weg.

Unsere Auslassungen in Nr. 52 unseres Blattes gegen Herrn Ständerat Schöpfer, der am Parteitag der Luzerner Liberalen in Triengen lt. „Luzerner Tagblatt" vom 10. Dez. (die Quelle war in dem betreffenden Artikel genau angegeben) die Begrüßungslieder des gemischten Chores mit den Worten verdankt haben soll, daß er hoffe, daß dessen Frauen und Töchter sich nicht allzurasch zu den bekannten „Stimmrechtsweibern" entwickeln werden, wogegen wir uns mit vollem Recht zur Wehre gesetzt haben, sind offenbar von einem Teil der konservativen Presse aufgegriffen und daraus der freisinnigen Partei — mit heimlicher Schadenfreude natürlich — der Vorwurf gemacht worden, daß ihre maßgebenden Führer das direkte Gegenteil von dem machen, was an den schweiz. freisinnigen Parteitagen (s. Biel) empfohlen wird.

Freisinnige Parteikreise, denen diese Auslassungen offenbar etwas peinlich waren (in der Tat stimmen sie wenig mit den Voten überein, die von maßgebender Stelle am schweiz. freisinnigen Parteitag fielen), versuchen nun, diese Entgleisungen auf unser Frauenblatt abzuwälzen. Das „St. Galler Tagblatt" brachte in seiner Abendnummer vom 11. Januar folgende Einsendung, die wir in ihrem zweiten Teil wortgetreu wiedergeben:

„Nach der Versammlung in Triengen brachte das sozialistische „Luzerner Arbeiterblatt" einen haarsträubend entstellten Bericht über die Ausführungen Schöpfers, der nachträglich bereits zu prozessualen Auseinandersetzungen führte. Das in Olten erscheinende „Volk", das den Artikel des „Luzerner Arbeiterblattes" abdruckte, hat Herrn Ständerat Schöpfer bereits volle und vorbehaltlose Satisfaktion erteilt. Das Luzerner Blatt, mit dem die Gerichtsverhandlungen noch im Gange sind, wird dies auch tun müssen. Wenn nun die katholische Presse ihre Ausführungen gegen Herrn Schöpfer auf das „Schweizer Frauenblatt" stützt, so kann man nur bedauern, daß dieses Frauenblatt alles so unbesehen übernimmt, was in der sozialistischen Presse steht. Dies gereicht dem „Schweizer Frauenblatt" sicher so wenig zur Ehre, als es die Sache namentlich der bürgerlichen Frauen zu fördern vermag."

Diese Vorhalte sind so unberechtigt als nur möglich. Unsere Informationen stammen nicht aus der sozialdemokratischen Presse und haben mit den erwähnten Blättern nicht das geringste zu tun. Sie sind, wie bereits gesagt, dem „Luzerner Tagblatt", einem gut freisinnigen Parteiblatt der Luzerner Liberalen entnommen, also einem Blatte, das man gewiß nicht böswilliger Entstellung der Worte eines angesehenen eigenen Parteiangehörigen wird zeihen wollen. Sie werden also schon auf Wahrheit beruhen. Daß sie nicht aus den Fingern gesogen sind, geht auch aus dem ganzen Zusammenhang der Berichterstattung hervor. Auf wen somit der Vorwurf des „unbesehenen Hinübernehmens" fällt, überlassen wir dem Entscheid unserer Leserinnen, jedenfalls nicht auf uns. Immerhin erwarten wir von dem journalistischen Anstand des St. Galler Tagblatt, daß es seine ungerechten Vorwürfe gegen uns korrigiere.

Daß wir uns gegen Anwürfe wie „Stimmrechtsweiber", kommen sie von welcher Seite auch immer, zu Wehre setzen und sie einfach nicht mehr dulden und schlucken, ist nur die Selbstverständlichkeit dessen, dem seine Sache heilig ist und der sie deshalb nicht in den Staub ziehen läßt. Und daß das Stimmrecht ein heiliges Volksgut ist, wird Niemand leugnen wollen. Es sind nicht die schlechtesten unter uns Frauen, die Anhängerinnen des Frauenstimmrechts sind.

Aber es ist noch etwas anderes dabei. Man wollte uns schulmeistern. Es liegt in den Zeilen des St. Galler Tagblatt ein versteckter Drohfinger: „Daß ihr ja gut bürgerlich bleibt und euch nicht etwa einfallen läßt, zu sehr nach links zu schielen." Demgegenüber erklären wir einmal einerseits die absolute parteipolitische Neutralität unseres Blattes und andererseits, daß wir unsere politische Mission schlecht verstehen würden, wenn wir Frauen uns nun auch wieder in parteipolitische Isolierung und Einseitigkeit einmummen lassen wollten. Wir haben zusammenzuführen, nicht zu trennen, Frieden zu stiften, nicht den Kampf zu schüren, Brücken zu bauen, nicht Klüfte zu vergrößern. Wenn man sich dieser Aufgabe bewußt ist, darf man sich nicht bloß auf die eigene Weltanschauung, sei sie nun freisinnig oder sozialistisch oder konservativ, versteifen wollen, sondern muß auch versuchen, den Standpunkt der andern zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Deshalb sehen wir uns genötigt, derartigen Versuchen, uns zu bevormunden und festlegen zu wollen, kommen sie nun von welcher Seite sie wollen, mit Entschiedenheit zurück zuweisen. Wir werden uns also auch in Zukunft die selbstverständliche Freiheit herausnehmen, nach unserm Ermessen freisinnige, sozialdemokratische oder konservative Blätter zu konsultieren und zu zitieren so weit uns dies im Dienst unserer Sache und unserer politischen Frauenaufgabe notwendig erscheint. Gottlob, daß wir unser eigenes unabhängiges Blatt haben, in dem wir sagen können und dürfen, was uns gut und richtig scheint und uns nicht etwa als „Frauenseite" im Schleppiau dieses oder jenes Blattes dem Kurse seiner politischen Einstellung fügen müssen. Welche „Frauenseite" eines freisinnigen Blattes hätte sich gegen solche Anwürfe eines angesehenen Parteimannes zur Wehre setzen dürfen, wenn es sich nicht einmal eine N. Z. Z. erlaubt hat? Besser könnte die Wichtigkeit einer eigenen unabhängigen Frauenpresse nicht demonstriert werden. Unser politisches Wirken läuft eben nicht immer parallel mit demjenigen der Männer. Manchmal werden wir, wollen wir uns selbst und unserer politischen Mission getreu sein — und nur darin liegt wiederum der eigentliche Sinn und die innere Berechtigung des Frauenstimmrechts —, einen andern Weg (von den Männern allerdings nicht immer gern gesehenen und nicht immer verstandenen) einschlagen müssen. Aber das müssen wir auf uns nehmen können.

Von Büchern.

Neues Haushaltungsbuch für Hausfrauen und Familienväter. 52 Seiten. Preis Fr. 2.—. Verlag Benteli A.-G. Bern-Bümpliz.

In denkbar einfachster Weise und ohne Vorkenntnisse der Buchhaltung ist es mit diesem Buche jedem Familienvater und jeder Hausfrau möglich, sich über den Geldverkehr in der Haushaltung ein klares Bild zu machen. Wer sich einmal die kleine Mühe genommen hat, die Eintragungen regelmäßig zu machen und die Erfahrung gemacht hat, daß er nicht nur Klarheit über die Vermögenslage erhielt, sondern auch sah, wie und wo sich Ersparnisse erzielen lassen, der wird das Neue Haushaltungsbuch nicht mehr missen wollen. Es sei allen denen empfohlen, denen es daran gelegen ist, zu geordneten Verhältnissen und daher zu Wohlstand zu kommen.

Wer begleitet mich durch das Jahr 1929? Mein Kalender! Auch die gebildete Frau hat ihren Kalender: „Frauenschaffen 1929" nennt er sich und ragt aus der Fülle ähnlicher Erscheinungen durch die ausgeprägte Eigenart seines Grundgedankens und dessen geschlossener Durchführung hervor. In 53 schönen Kunstdruck-Sonntagsblättern und knappen, aber inhaltsreichen Begleittexten und Wochensprüchen berichtet er über das geistige, soziale und künstlerische Wirken hervorragender Frauen. Ina Seidel, Helene Thimig, Helene Böhlau, Adele Schreiber, Cosima Wagner und viele andere reichen sich die Hand in der großen gemeinsamen Sache: des erfolgreichen Schaffens der modernen Frau.

Wer mehr über den Kalender wissen will — er gehört auf den Schreibtisch jeder geistig interessierten Frau —, lasse ihn sich in seiner Buchhandlung vorlegen. (Zum Aufstellen und Aufhängen Preis Fr. 3.50.) Sonst auch direkt zu beziehen durch die Weltmode A.-G. Zürich, Seidengasse 14, Generalvertretung des Verlages Otto Beyer in Leipzig.

Manfred Kyber, „Unter Tieren" und „Neue Tiergeschichten". (Verlag Grethlein u. Co., Zürich.)

Karl Vollmoeller, „Sieben Wunder der heiligen Jungfrau Maria". (Ebenda.)

Bo Yin Ra, „Das Buch vom Menschen". (Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel-Leipzig.)

Wegweiser.

Bern: Freitag den 25. Jan., 20 Uhr, im Daheim 1. Stock: Bernischer Frauenbund: **Delegiertenversammlung.** Berichterstattungen, Aufnahme eines neuen Vereins, Berichterstattung der Studienkommission für das weibliche Fortbildungsschulwesen, Verschiedenes.

Montag den 21. Jan., 20 Uhr, im Singsaal des Monbijouschulhauses: Mädchensekundarschulverein der Stadt Bern:

Gedenkfeier zu Lessings 200. Geburtstag.

Vortrag von Fräulein Dr. Somazzi.

Zürich: Donnerstag den 17. Jan., 20 Uhr, Schulhaus Hirschengraben: Staatsbürgerkurs Zürich:

Erziehung zur Hausfrau in Amerika.

Vortrag von Frau Dr. D. Zollinger-Rudolf.

Winterthur: Mittwoch den 23. Jan., 20 Uhr, im Souterrain des Kirchgemeindehauses: Staatsbürgerkurs Winterthur:

Der Einfluß der Hausfrau auf das Wirtschaftsleben.

Vortrag von Frau Vischer-Alioth, Arlesheim-Basel.

Frauenfeld: Freitag den 18. Jan., 20 Uhr, im Volkshaus Helvetia: Vereinigung für Frauenstimmrecht: Mitgliederversammlung.

Die soziale Bedeutung des Frauenstimmrechts.

Referat von Frau Dr. Scheiwiler-v. Schreyder.

Schaffhausen: Dienstag den 22. Jan., 20 Uhr, in der Randenburg: Frauenzentrale Schaffhausen: Jahresversammlung.

Die Aufgaben der Frau in der heutigen Zeit.

Vortrag von Frau Vischer-Alioth, Arlesheim-Basel.

St. Gallen: Mittwoch den 23. Jan., 16 Uhr (Ort wird in den Tagesblättern bekanntgegeben): Frauenzentrale St. Gallen: Kurze Referate über die Tätigkeit der der Frauenzentrale angeschlossenen Vereine und Institutionen:

1. **Ueber den Frauen-, Armen- und Krankenverein,**
2. **Ueber die Fürsorgestelle für Alkoholkranke,**
3. **Ueber den Verein zur Hebung der Sittlichkeit.**

Weitere Traktanden. — Gäste willkommen.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Haushaltungsschule Zürich
Zeltweg 21a
Schweizer. Gemeinnütziger Frauenverein.
Bildungskurs für Haushaltungslehrerinnen
Beginn April 1929.
Anmeldung zur Aufnahmeprüfung bis 25. Januar 1929.
Prospekte. Auskunft täglich von 10—12 u. 2—5 Uhr durch das Bureau; Sprechstunden der Vorsteherin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Helvetia Stärke
Erhältlich in:
Droguerien u. Spezereihandlungen.

LÖWEN-APOTHEKE
Dr. B. Heierli, Apothekerin
ZÜRICH
Bahnhofstrasse 58

PHARMACIE:
Lager sämtlicher in- und ausländischer Spezialitäten / Verbandstoffe / Artikel für Kinderpflege / Mineralwasser

HOMOEOPATHIE:
Depot von Dr. Willmar SCHWABE, Leipzig.
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.

Frœbel
ZÜRICH 7
Gartenanlagen
Entwurf Ausführung

Neues Töchterheim
Lutherstrasse 20 **Zürich 4**
Passantenheim:
Zimmer mit Frühstück von Fr. 2.50 bis 4.50
Pension von 5 Tagen an Fr. 4.— bis 6.50
Pensionsheim: Fr. 4.— bis 5.—
Laufendes Wasser
5 Minuten vom Bahnhof — Tramlinie 3 und 11
Verein der Freundinnen junger Mädchen.

Haushaltungsschule St. Gallen
Sternackerstrasse 7
Kurs für Hausbeamtinnen in Grossbetrieb, Dauer 1½ Jahre.
Kurs für Hausbeamtinnen in Privathaushalt, Dauer 1 Jahr.
(Allgem. Frauenbildung, Heimpflege, Vorstufe zu sozialen Kursen)
Haushaltungskurs, Dauer ½ Jahr.

Erholungsheim Rosenhalde Hünibach
(zwischen Thun u. Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer. Freundliches Heim für Erholungs- u. Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch diplom. Rotkreuz-Pflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

Haushaltgewebe aller Art
in Leinen und Halbleinen
Handarbeitsstoffe
Bunte Bauernleinen
für Schürzen (Tracht en), Tischdecken, Vorhänge etc. beziehen Sie vorteilhaft durch
J. Peyer, Schleitheim

Allgemeine Zerschlagenheit
Übelbefinden und Kopfschmerzen bedeuten meistens den Beginn einer
Erkältung.
Da gilt es sofort einzuschreiten und schwereren Erkrankungen vorzubeugen durch einige
Aspirin-Tabletten.
Verlangen Sie stets die Originalpackung "Bayer", erkenntlich an der Reglementations-Vignette und dem Bayerkreuz.

Preis für die Glasröhre Frs. 2,–
Nur in Apotheken erhältlich.

Graue Haare, Haarausfall
verschwinden in einer Woche. Spitalschwester E. Sch. in B. schreibt: Senden Sie wieder eine Flasche guten **Haarbalsam,** um graue Haare dunkel machen, gegen Haarausfall u. Schuppen, bin zufrieden und dankbar. Frl. B. T. in M. schreibt: Bin mit ihrem **Kräuselwasser** sehr zufrieden, eine Flasche langt für ein ganzes Jahr. Unschädlich, tausendfach empfohlen.
Uli-Balsam-Vertrieb Basel
Mülhauserstrasse 141

Ferien- od. **Erholungsgelegenheit** in **Arosa**
Privat-Pension von Schwester Härlin
Tel. 209 **Villa Bergheim** 15 Betten
kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

Privat-Kinderheim „Sonnegg" Arosa
Knaben und Mädchen von 6—15 Jahren finden gute, kurgemäße Verpflegung in sonnigster Lage in Arosa. Schulunterricht. Sonnenbäder. Offene Tuberkulose streng ausgeschlossen.
Prospekte durch
Schwestern F. Meister und Kl. Neuhauser.